

Eugen Egner
Die Traumdüse

Kurze Texte und Kolumnen
mit vielen Zeichnungen des Autors



1. Auflage – Oktober 2009

Copyright © 2009 bei Eugen Egner

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Über alle deutschen Rechte verfügt die Edition Phantasia, Körber & Kohnle GbR, Bellheim. Nachdruck, sowie jede Verwertung außerhalb der Freigrenzen des Urheberrechts sind ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© der deutschen Ausgabe 2009 bei Edition Phantasia, Bellheim
»kuk« ist ein Imprint der Edition Phantasia

Umschlagbild: Eugen Egner

Lektorat: Heiko Arntz

Satz, Layout: Edition Phantasia

Gesamtherstellung: CPI Moravia Books, Pohořelice

ISBN: 978-3-937897-33-2

www.edition-phantasia.de

Inhalt

Neulich, im Dezember. <i>Ein Gastbeitrag</i> von Max Goldt	9
Dies ist gar keine richtige Geschichte	13
Eine Brieffreundschaft auf dem Billigmond	17
Navigation	20
Die Rache der Puppe	23
Das Herumreiten auf dem Schmutz und das letztendliche Obsiegen desselben	26
Château Schlass	29
Sind Bienen noch zeitgemäß?	32
Abend mit Beleuchtung	35
Wieder in der Kultur: <i>Die Geisterbiege</i>	38
Paketzustellung	41
Die Entwicklung der Elektronik	44
Der persönliche Gemüse-Check	47
Der Hahn verweist	50
Eine interessante Betriebsbesichtigung	53
Gedanken über den Antrieb	56
Verwandtschaftsbesuch	59
Das bessere Leben	62
Gespenster in sturmheller Nacht	66
Traumhochzeit	69
Belastet	72
Das Fenster zur Welt	74
Das Knie der Großfürstin	77
Der Fünfundsiebzigste	80
Der Konzertflügel	82
Der Ventilator	85

Gott, gib mir meine Notizen wieder!	88
Wir brauchen Motoren, wir bauen sie selbst	91
Die Rekonstruktion der Katze	95
Neues Leben mit Schirm	98
9-Volt-Blockbatterie	101
Eine schweinische Mädchengeschichte	104
Erlebnis im Osten	107
Regierung streicht Betäubungsgeld für Kleinkinder	110
Auf Wohnungssuche	113
Aufwachen	116
Beim Welterbauer	119
Polizeiwitz	122
Predigerausbildung	123
Man kann nicht vorsichtig genug sein	126
Krankenkellnerin	129
Aus meiner Museumszeit	132
Bachs Bleistift	134
Essen und Trinken	137
Fußschalter	140
Wuppertaler Irritationen	142
Einkaufen	145
Meine frühe Zeit auf der Gladiolifarm	148
Autorität	151
Die Braut	153
Meine Entzückungsverfügung	156
Keine Wurst auf dem Propellerberg	159
Baummarktkinder	162
Die Traumdüse	165
Vom erzieherischen Wirken	168
Drastikum	171

Die Rückhaltprogression	174
Aus der psychologischen Praxis	177
Sitzung bei Einzeller	180
Die Insekten	182
Besucht die Kaspergruft	185
Das Fahrzeug	189
Zwangsehe	192
Ich war das Klavier von Brahms	195
Wunderbare Welt der Wahrnehmung	198
Wie Bücher geschrieben werden	201
Nachbemerkung	204

Dies ist gar keine richtige Geschichte

In letzter Zeit werde ich oft fälschlicherweise für einen Postboten gehalten. Einmal geschah es, daß ich stundenlang völlig selbstvergessen vor dem Gartentor eines Einfamilienhauses verharrte, als traute ich mich wegen eines bissigen Hundes nicht auf das Grundstück. Im Vorgarten, gleich neben dem Weg zum Haus, stand ein aus vier Holzstücken kreuz und quer zusammengenageltes Gebilde, in dessen Betrachtung ich mich nun vertiefte, bis endlich ein Mann mittleren Alters aus dem Haus gelaufen kam und mir zurief: »Keine Angst, das ist kein richtiger Hund!«

Er öffnete das Törchen, um mich, den vermeintlichen Postboten, einzulassen. Ich tat erleichtert und zog ein paar Briefe aus der Tasche. (Längst habe ich mir angewöhnt, in solchen Situationen den Leuten ein wenig Post zu überreichen, damit keine langen Diskussionen entstehen.) Der Mann ging die Briefe durch.

»Nur wieder Reklame und Rechnungen«, kommentierte er mürrisch.

Ich schlug vor: »Die Rechnungen können Sie gleich bei mir bezahlen.«

»Später«, antwortete er. »Kommen Sie doch mit ins Haus, ich möchte Ihnen etwas zeigen.«

»Geht es um Holz?«

»In der Tat, ja«, erwiderte der Mann verblüfft, »woher wissen Sie das?«

Ich schwieg, um eine geheimnisvolle Wirkung bemüht.

In der Diele gesellte sich die Ehefrau zu uns.

»Zeigen wir es ihm?« fragte sie ihren Mann.

Er nickte: »Ich denke schon.«

»Sind Sie ein Ästhet?« erkundigte sie sich sodann bei mir. »Letzte Woche hatten wir nämlich einen homosexuellen Dichter hier, der interessierte sich nicht dafür.«

»Laß ihn, Margret«, sprach der Ehemann besänftigend. »Ich sehe es in seinen Augen, er hat gewiß den rechten Sinn dafür.«

Inzwischen hatte uns das Wohnzimmer aufgenommen. Aus einer unübersichtlichen Ecke zog das Paar etwas hervor, ein Stück Holz, wie ich bald erkannte. Feierlich gemessenen Schrittes wurde es vierhändig zu mir getragen wie Kronjuwelen oder das Herz Jesu. Die Eheleute riefen: »Wir sind ehrlich stolz auf dieses Stück Holz!«

Man ließ mich geraume Zeit mit dem Stück Holz allein, damit ich seine Vorzüge von allen Seiten zu würdigen lernen konnte. Ein unglaublicher Vertrauensbeweis war das – schließlich war ich doch ein Fremder, der fälschlicherweise für einen Postboten gehalten wurde! Ich nahm mir in diesen Stunden vor, mich künftig wieder mehr um meine Sammlung alter Armlehnen zu kümmern. Es war einfach schön, etwas zu haben, das einen interessierte und ausfüllte. Schließlich mußte ich mich aber losreißen und klingelte.

»Schon fertig?« wunderte sich der Mann, als er hereinkam und die Klingel zerschmetterte.

»Ich muß zurück zum Briefzentrum«, log ich unverschämt.

Der Mann ließ das nicht gelten, sondern fing an, mir auseinanderzusetzen, welche immense Bedeutung das Holzstück für ihn und seine Frau hatte, und zwar unter den Hauptgesichtspunkten: ungewollte Schwangerschaft, Zeugungsunfähigkeit, Ehescheidung, Wiederverheiratung, Wohnsitzwechsel.

»Es reicht«, mahnte seine Frau. »Mach den Herrn nicht verrückt. Du hörst doch, daß er zum Briefzentrum muß.«

Wütend stampfte der Mann auf und schmiß das Holzstück in die unübersichtliche Ecke zurück, daß die Splitter nur so flogen. Meine gezwungen höflichen Abschiedsworte überhörte er bockig.

»Kommen Sie«, sagte seine Frau zu mir, »ich lasse Sie hinaus.«

Neben der Haustür stießen wir auf ein paar kurze, mit Stricken aneinandergebundene, aufrecht stehende Dachlatten.

»Keine Angst«, lachte die Frau, »das ist kein richtiges Kind!«

Da stieß mich ihr unversehens aus dem Hintergrund aufgetauchter Gatte heftig vor die Brust und heulte ergriffen: »Kein richtiges Kind, fürwahr! Ein paar Holzstücke nur! Und doch, und doch! Sagt uns, Fremder: Wieso sehen wir trotzdem darin unseren legitimen Erben?«

Ohne eine Antwort darauf zu geben, riß ich mich los. Die Frau verbrannte fassungslos ihre Strumpfhose, der Mann verlangte mit umgekippter Stimme wieder und wieder nach der Axt. Ich bereute, jemals dieses Grundstück betreten zu haben. Mir war völlig

klar: Nie könnte ich hier meinen Urlaub oder meinen Lebensabend verbringen. Fort, nur fort!

Einer etwaigen Verfolgung vorbeugend, warf ich dem zerknirschten Ehepaar noch etliche Briefe hin. Dann rannte ich los und hörte nicht auf zu rennen, bis ich keuchend die nächste Haltestelle erreichte. Zum Glück kam sehr bald ein Bus, der stadteinwärts fuhr. Ich stieg erleichtert ein und sagte dem Fahrer, wohin ich wollte. Doch statt mir für mein Geld einen Fahrschein auszuhändigen, sah er mich nur prüfend an. Unter den Passagieren brach Unruhe aus. Jemand schrie: »Ach Gott, ach Gott, jetzt will der hier mitfahren!«

Der Fahrer aber antwortete: »Keine Angst, das ist gar kein richtiger Fahrgast!«

Konsterniert schaute ich in den Rückspiegel – und ja, tatsächlich: ich war bloß ein paar lose verschraubte Bretter!

Eine Brieffreundschaft auf dem Billigmond

Nach getaner Arbeit saß ich teetrinkend im Sessel und lauschte der Rundfunkübertragung eines Kammerkonzerts. Plötzlich brach die Musik ab, und drei irre Stimmen schrillten aus den Lautsprechern: »Programmänderung! Wir wollen sofort eine Kochsendung bringen! Programmänderung! Kochsendung!«

Eine Feuerwehrglocke wurde frenetisch geläutet, lautes Brutzeln war zu hören und das Klappern von Herdgeschirr.

»Damen und Herren«, schrien die Irren weiter, »wir werden jetzt einen Fisch zubereiten. Obacht! Aufge-merkt! Fischzubereitung!«

Als nächstes wurde behauptet: »Diesen Fisch haben ein paar Eichhörnchen für uns aus dem Meer gezogen. Es waren gute Eichhörnchen. Und wir haben sie mit Eichhörnchen-Geld gut bezahlt. Nun wollen wir den Fisch aufschneiden. Zurücktreten! Brillen-träger und Herzkrankte in den Schutzraum!«

Es folgte ein häßliches Schneidegeräusch. Die drei Irren fuhren fort: »Nunmehr erfolgt das Ausnehmen.«

Wieder erklang die Feuerwehrglocke. »Da ist was drin, in dem Fisch«, hieß es dann. »Ein Fremdkörper. Sieht aus wie ... Abwischen, das! Damen und Herren, es handelt sich um eine Musikkassette. Was ist da drauf? Ein Fischrezept? Sofort abspielen!«

Gut hörbar wurde die Musikkassette in ein entspre-

chendes Abspielgerät eingelegt. Eine Frauenstimme hob an zu erzählen:

»Das war also die Innere Mongolei des Billigmondes, auf den ich strafversetzt worden war. Meine drei minderwertigen Reiseführer zeigten mir stolz die offene Weite des Landes. Aus der Ferne trug der Wind rasendes Schreibmaschinengeklapper heran. Die Reiseführer sprachen zu mir: ›Hör nur das kleine Mädchen! Das arme kleine Mädchen! Das arme, arme kleine Mädchen!‹ – ›Was ist das für ein Tippgeräusch?‹ wollte ich wissen. ›Haben wir dir doch gerade eben gesagt‹, erwiderten die Reiseführer beleidigt. ›Hör nur das arme kleine Mädchen, haben wir gesagt. Das arme, arme kleine Mädchen.‹ Ich wunderte mich: ›Ein kleines Mädchen tippt da so beharrlich?‹ – ›Ja. Indem es seine Briefe schreibt. Ins Leere.‹ – ›Es schreibt Briefe ins Leere?‹ wunderte ich mich weiter. ›Warum tut es das?‹ Meine minderwertigen Reiseführer erklärten: ›Es braucht so dringend eine Brieffreundin. Weil es hier aber keine hat, denkt es sich eine. Wir machen für dich hörbar, was sie schreibt. – Worterkennung aktivieren!‹ Nach einem altmodisch trötenden Signalton wurde die Stimme eines kleinen Mädchens mit leichten Phasenverschiebungen hörbar: ›Liebe unbekannte Brieffreundin! Ich wünsche, du könntest hier sein. Weihnachten ist hier sehr nett, und die Silvesterbräuche gelten als ausgesprochen scherzhaftes Volksspiel. Ich wünsche mir viel Geld, damit ich mir einen eigenen Hausstand einrichten kann. Ich will dir einmal aufzählen, was mir noch alles fehlt: ein Salatbesteck, ein Küchenschrank,

ein Brotmesser, neunzehn Paar Socken, Gardinen, ein Lattenrost ...« Mir war klar: Wenn die Kleine so weitermachte, würde sie noch den Verstand verlieren. ›Werde du doch die Brieffreundin der Kleinen«, schlugen mir die Reiseführer vor. ›Sie würde sich ja so freuen –«

Da eroberten die Truppen des Rundfunkintendanten den Sender zurück, und es wurde wieder Kammermusik gesendet.

Navigation

Das erste Navigationssystem, das ich mir kaufte, funktionierte nicht richtig. Nach dem Einschalten sagte jedesmal eine Frauenstimme: »Mein Hund behauptet, er wäre der Westfälische Friede!« Dann sagte ein Mann: »Meine Frau ist ganz holzverkleidet!« und ein zweiter rief: »Ich bin schon vierzig und werde dauernd konfirmiert!« Danach meldete sich wieder die Frau: »Hören Sie sich mal mein Bett an«, und es erklangen laute Schläge einer Kirchturmuh. Offenbar hatten diese Menschen Probleme, die ich keinesfalls haben wollte, aber ich konnte nicht einsehen, weshalb ich mir das immer anhören sollte, wenn ich mein Navigationssystem in Betrieb nahm. Damit war doch niemandem geholfen. Also wurde das Gerät an den Hersteller zurückgeschickt und kam nie zurück.

Statt dessen brachte mir der Prokurist der Firma nach Feierabend ein neues, ohne unsinnige Stimmen. Meine anfängliche Freude wurde bald schon getrübt, denn ich mußte feststellen, daß auch dieses Gerät nicht hundertprozentig in Ordnung war. Mir fiel eine Neigung zum Unpräzisen auf. Zum Beispiel kam es öfter vor, daß die Frauenstimme sagte: »Nach ungefähr zweihundert Metern ... äh ... also, nach hundert Metern rechts abbiegen. Nein, Scheiße, jetzt hätten Sie links abbiegen müssen. Jetzt rechts, ich meine: geradeaus.«

Optimal oder effektiv war das nicht zu nennen. Doch damit nicht genug. Manchmal klang die Stim-

me unseriös, es war ein unterdrücktes Lachen zu hören, und es wurden Vorschläge gemacht, die beim besten Willen nicht in Einklang mit der Straßenverkehrsordnung standen, wie zum Beispiel: »Wenn Sie durch den Fluß fahren und dann durch die Fußgängerzone, ist der Weg viel kürzer.« Oder: » Nach fünfhundert Metern stark hupen.« Ich meine nach wie vor, so etwas ist verantwortungslos, und der Hersteller hätte unbedingt besser achtgeben sollen.

Schlimm fand ich nicht allein die Albernheit der aus dem Navigationssystem sprechenden Frauenstimme. Was mich noch mehr störte, war ihre gelegentliche Verstocktheit. Wenn sie in einer derartigen Stimmung war, gab sie nicht nur zweifelhafte Anweisungen (»Wenden Sie nach zwölf Kilometern«), sondern verweigerte sich aufs bockigste: »Ach, fahren Sie doch, wohin Sie wollen! Haben Sie keine Straßenkarte? Früher ging das doch auch!«

Was soll man mit einem solchen Navigationssystem? Der Hersteller kann doch nicht dulden, daß die Daseinsberechtigung seines Produkts von diesem selbst in Zweifel gezogen wird!

In letzter Zeit trat dann häufiger ein deutliches Desinteresse der Frau am Navigieren zutage, eine Unkonzentriertheit, die sich in Fragen äußerte wie »Wo waren wir stehengeblieben, ich meine, wo waren wir doch gleich ... Sind Sie schon rechts abgebogen?«

Immer häufiger wurde gekichert, bis es dann gestern auf der Autobahn zum Eklat kam. Nach etlichen, wie unter Zwang ausgestoßenen, mir beim Fah-

ren wenig hilfreichen Obszönitäten räusperte sich die Stimme mehrmals und versuchte, sich zusammenzureißen. Es gelang ihr aber nicht. Zuletzt riet sie mir: »Immer der Nase nach!« und lachte los wie eine Verrückte. Mehrmals schrie sie: »Ich lach mich tot! Ich lach mich tot!«

Das tat sie auch. Nun hat es sich ausnavigiert.



Die Rache der Puppe

Bereits als Kind schickte ich jedesmal, wenn es brenzlich wurde, meine Puppe vor. So gedachte ich auch als Heranwachsender mein Leben zu meistern; in der Schule, bei der Kriegsdienstverweigerung, im Berufsleben – in allen Lagen sollte mir die Puppe unliebsame Konfrontationen abnehmen. Als ich dann in die Pubertät kam, benutzte ich sie, um an Mädchen heranzukommen.

Im Alter von vierzehn Jahren hatte ich ein heimliches Verhältnis mit Maria Schmitt (Name geändert), der einzigen Tochter eines Studiendirektors. Schmitts (Name immer noch geändert) wohnten in einer feineren Gegend als ich, weshalb ich es nie und nimmer wagen konnte, an ihrer Tür zu klingeln und nach der Tochter des Hauses zu fragen. Da mußte die Puppe einspringen. Schlau, wie ich war, sondierte ich zunächst genauestens die örtlichen und familiären Verhältnisse. Einen Kirschlorbeerstrauch im Vorgarten und Mutter Schmitt (Name bleibt jetzt geändert) machte ich endlich, ohne daß sie es ahnten, zu meinen Komplizen. Einen Strauch zu seinem Komplizen zu machen, ohne daß er es ahnt, ist relativ leicht, bei einer Mutter ist es schon schwieriger und erfordert einiges Ingenium. Ich hatte bald heraus, daß es im Hause Schmitt Umstände gab, die mir dienlich waren, und nutzte sie schamlos. Mutter Schmitts ganze Leidenschaft war das Klavierspiel, das sie auf eine so laute wie wirre Art betrieb. Für mich damals war es

Free Jazz, für sie selbst vielleicht auch, für ihren Garten aber, der Wert auf wohldefinierte Schallführung und saubere, neutrale Klangproduktion legte, war es die Hölle. Wenn es Maria und mich nach einer Intimität gelüstete, brauchten wir nur zu warten, bis ihr Vater vom wirren Klavierspiel seiner Frau abgelenkt war. Dann klingelte ich, stellte die Puppe auf die Fußmatte vor der Haustür und verschwand blitzschnell hinter dem Kirschlorbeerstrauch. Der enervierte Vater öffnete und sah einigermaßen geistesabwesend die Puppe da stehen, wo ich sie plazierte hatte. Das Kabel, das unten aus ihrem Kleidchen kam, sah er wegen der lauten und dissonanten Töne seiner Frau aber nicht. Es verlief über den Weg ins Gebüsch, wo ich mit einem Mikrofon saß. Da hinein sprach ich zwecks Erzielung optimaler Übertragungsdaten mit süßer Stimme und ließ die Puppe lippensynchron sagen: »Ich möchte Ihre Tochter zum Spielen abholen.«

Das konzentrationszerrüttende Klavierspiel in der Wohnung hielt unvermindert an, und Vater Schmitt konnte infolge seiner dadurch herabgesetzten Denkfähigkeit keinerlei Zweifel an dem scheinbar ganz harmlosen Sachverhalt entwickeln, der sich ihm an der Haustür darbot. Er rief einfach seine Tochter. Die kam, nahm die Puppe hoch und sprach zu ihr. Während der Vater die Haustür zuschlug und drinnen seine Frau über die Cluster hinweg anbrüllte, sie solle endlich Ruhe geben, rollten Maria und ich eilig das Mikrofonkabel auf. Dann rannten wir in unser Versteck (Gartenhütte), wo wir geschlechtlich wüte-

ten. Die Puppe wurde auf den Fenstersims der Hütte gestellt, mit dem Gesicht nach außen, damit sie uns warnen konnte, falls Gefahr drohte. So ging es lange Zeit gut, und wir reiften heran.

Irgendwann aber kam die Puppe auf Gedanken. Sie fühlte sich benutzt und begehrte dagegen auf, immer nur eine so untergeordnete Rolle zu spielen. Statt dessen wollte sie selbst im Mittelpunkt geschlechtlichen Wütens stehen. Es wurde Zeit für ein vernünftiges Gespräch, das ich dann eines Nachmittags zu Hause und unter vier Augen mit ihr führte.

»Sieh mal, du bist doch viel zu klein«, sagte ich und thematisierte überdies ihre ungeeignete Körperbeschaffenheit sowohl in anatomischer Hinsicht als auch in Ansehung des Materials, aus dem sie bestand. Darüber geriet sie sehr in Zorn. Um Rache an mir zu nehmen, kündigte sie mir nicht lediglich den Dienst auf, sondern drang außerdem in Schmitts Haus ein und zertrümmerte das Klavier. Dann riß sie den Kirschlorbeerstrauch aus. Als sie damit fertig war, machte sie die Gartenhütte dem Erdboden gleich. Vater Schmitt setzte ihrer Raserei schließlich mit dem Jagdgewehr ein Ende, aber Maria war ab sofort unerreichbar für mich. Seither scheitere ich in allen Lebensbereichen.

Das Herumreiten auf dem Schmutz und das letztendliche Obsiegen desselben

Der Pfarrer trug leere Milcheimer bis zum »Zusammenbrechen der Entkräftung«, wie er sich ausdrückte. Bei dieser Tätigkeit wollte ihn der Lehrer photographieren, aber die Abbildungen, die er ihm später zeigen sollte, hießen *Das Rührwerk* und *Der Quadrant*. Vor Lehrer und Pfarrer muß an dieser Stelle gleichermaßen gewarnt werden, da sie instabile Charaktere waren.

Ganz anders dagegen die Protagonisten Berti und Gerd. Sie wollten eine Kneipe »aufmachen«, welche *Das Herumreiten auf dem Schmutz und das letztendliche Obsiegen desselben* heißen sollte, weil es ihnen so eingefallen war. »Das Kaufmännische ist die richtige Idee in unserer Zeit«, sagte Gerd (oder Berti), und Berti (oder Gerd) sagte: »Es wird die kummervolle Errettung aus der Hergebrachtheit sein.«

Natürlich brauchten sie Geld für *Das Herumreiten auf dem Schmutz und das letztendliche Obsiegen desselben*. Berti und Gerd trafen den Pfarrer an der Hafenecke.

»Nehmt es bitte nicht persönlich«, sagt er zu ihnen, »aber ihr seht aus wie Leute.«

Schon hatte er Hausverbot in der Kneipe, noch bevor dieselbe überhaupt finanzierbar war. Und so ging es weiter: Der Rauch bewegte kleine Bäume, der Pfarrer warf Ziegel ab. Es war schon gleich sechs! Das Gewitter hielt sich nicht an die Regeln. Berti und Gerd

aber brauchten noch immer Geld für *Das Herumreiten auf dem Schmutz und das letztendliche Obsiegen desselben*. Wieder und wieder dachten sie an die Sparkasse, und diese Gedanken ließen schließlich die Sparkasse entstehen.

Die Angestellten der Sparkasse sagten: »Wenn ein Mädels in unserer Gruppe ist, wird es niemals langweilig werden. Und wir haben das Geld.«

Davon hörten, möglicherweise durch Pfarrer oder Lehrer, auch Berti und Gerd. Gerd, der wußte, wie die Angestellten über Mädchen dachten, schickte Berti aus: »Geh und beeindrucke die Sparkasse!«

Berti sagte noch einmal: »Es wird die kummervolle Errettung aus der Hergebrachtheit sein« und ging wirklich zur Sparkasse. Dort wurde sie vom Direktor persönlich empfangen, ein von Pfarrer oder Lehrer aufgesetztes Empfehlungsschreiben verschaffte ihr Einlaß.

»Nun gibt es«, sprach der Sparkassendirektor, »keine zuverlässigen, allgemeingültigen Regeln für das Geld.« Er verlor völlig das Interesse an diesem Thema und zeigte ihr ein paar Abbildungen: *Die lebende Kaltspeise*, *Die künstliche Atmung* und *Das handdicke Wasser*.

So kehrte Berti am Abend mit leeren Händen zurück. Inzwischen hatte Gerd einen Laden, aber keine Kneipe eröffnet. Der Gedanke an einen Kredit der Sparkasse hatte dies ermöglicht. Berti war überrascht und nannte diese Vorgänge »eine unerwartete Entwicklung«. Grundsätzlich hatte sie jedoch nichts gegen einen Laden, zumal dieser *Das Herumreiten auf*

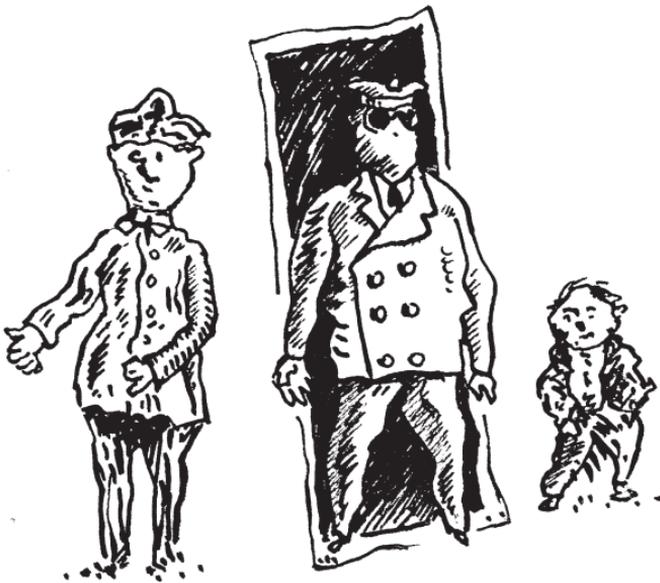
dem Schmutz und das letztendliche Obsiegen desselben hieß. »Das Kaufmännische ist die richtige Idee in unserer Zeit«, sagte sie. Natürlich mußte der Laden nun florieren, denn der Kredit heulte ums Haus. Um Kundschaft in ihren Laden zu zwingen, scheuten Berti und Gerd kein Mittel. Hinter die Schaufensterscheibe klebten sie einen Zettel mit der Aufschrift »Bitte hier reinkommen«.

Château Schlass

Ich hatte ziemlich viel Geld mit einer Erfindung verdient (zwei große Pappdeckel, die gegen die morgendliche Sonneneinstrahlung vors Fenster gehängt wurden), so daß ich mir zum ersten Mal in meinem Leben eine Urlaubsreise leisten konnte. Weil ich Woche für Woche Unmengen leerer Weinflaschen zum Altglas-Container schleppte, stand für mich fest, daß ich in eine Weingegend fahren würde, und zwar in eine französische. Aber in welche? Ich entschied mich für eine aleatorische Methode, um dieses Problem zu lösen. Als wieder ein Dutzend leerer Flaschen zusammengekommen war, griff ich ohne hinzuschauen einfach eine heraus. Welches Weingut das Etikett auch nennen mochte – dort würde ich meinen Urlaub verbringen. *Château Schlass* las ich mit Mühe, das Etikett war über und über mit Kugelschreiber vollgekritzelt. An diese Flasche konnte ich mich überhaupt nicht erinnern, doch das wollte nicht viel heißen. Der Winzer hieß, so weit ich entziffern konnte, Phreno Schlinger, der Ort Saveteville. Ebenda fand ich mich dann nach einer Rolle rückwärts mit sauberen Füßen ein. Mir war schwindlig, und daran sollte sich auch nichts mehr ändern. Direkt auf dem Weingut konnte ich nicht logieren, da Monsieur Schlinger keine Fremdenzimmer vermietete. Im Ort war derzeit nichts frei, doch einen Kilometer außerhalb, auf halbem Wege zum Château Schlass, fand sich etwas in einem Haus, das man nicht allzu schnell be-

treten durfte, weil man sonst auf der anderen Seite gleich wieder im Freien stand. Jeden Tag ging ich zu Fuß nach Saveteville, um in der Dorfkneipe zu essen und zu trinken. Links vom Weg ins Dorf erstreckte sich, so weit man blicken konnte, das Weingelege. Der Wein wuchs ebenerdig bis an den Straßenrand. Es gab auch einen Baum, der einen baumlangen Schatten warf. Gleich da, wo dieser aufhörte, saß oder lag etwas in den Furchen des Weingeleges, etwas mit langen Ohren. Ich wußte nicht, ob man damit vernünftig reden konnte, aber ich beherrschte sowieso kein Wort Französisch. Deshalb sprachen im Wirtshaus auch alle deutsch. Es wurden im wesentlichen immer dieselben Sätze wiederholt: »Der teure Wein in der affigen Flasche ist dünn«, »Wir haben das Etikett mit unseren Kugelschreibern vollgekritzelt« und »Die ganze Welt fällt runter« – aber allein diese höfliche Geste einem Deutschen gegenüber war doch bemerkenswert. Ganz besonders beliebt bei den Insassen des Etablissements war etwas, das mir ein Fabulierspiel zu sein schien. Es wurde immer wieder gerufen: »Ein Eichhörnchen muß eine Glühbirne auswechseln und dabei ...« Dann wurden wechselnde schwierige Aufgaben genannt, die ein Eichhörnchen gewiß nie hätte lösen können. Manchmal hieß es auch »Ein Eichhörnchen muß eine Batterie auswechseln«, aber die Glühbirne kam häufiger vor. Furchtbar gelacht und geschrien wurde immer dabei, so extrem lustig war das Spiel. Ich beteiligte mich nie daran, sondern konzentrierte mich wortlos aufs Trinken. Irgendwann traute ich mich nicht mehr an dem Etwas mit den

langen Ohren vorbei, das da tagein, tagaus in den Furchen neben dem Weg lag. Es war mir nicht länger möglich, in die Dorfkneipe zu gehen. Damit waren meine Urlaubstage in Frankreich gezählt.



Egner
04.06.
2007

Sind Bienen noch zeitgemäß?

Rein zoologisch betrachtet, ist die Biene »ein kleiner Vogel, welcher Süßigkeiten kackt«. Dadurch erfreut sie sich traditionell größerer Beliebtheit als etwa die fast baugleiche Wespe, die ja nur auf Kuchen herumkriechen kann und überhaupt nichts Nützliches auf die Reihe kriegt. Aber die Bienen kochen auch nur mit Wasser. Man fragt sich, was eigentlich so toll an ihnen sein soll. Wie lange ist es jetzt beispielsweise schon her, daß sie einen Nr.-1-Hit hatten? Und da ist noch mehr faul. Lange galt ihr sprichwörtlicher Orientierungssinn als Wunder, doch weiß man inzwischen, daß schwärmende Bienen Einheimische nach dem Weg fragen, aber auch Stöcke in den Boden stecken und diese so anvisieren, daß eine gedachte Fluchtlinie entsteht, die ihnen die Richtung weist. Manche Kritiker vertreten sogar den Standpunkt, die Bienen erzeugten selbst gar keinen Honig, sondern würden ihn bloß den Imkern stehlen. Sollte sich dies als wahr herausstellen, könnten die einst so stark befürworteten Insekten wirklich einpacken. Was bliebe ihnen dann noch im Vergleich mit den Wespen? Man könnte sie höchstens zum Auffinden von Blumen einsetzen, aber Blumen erkennt der Mensch auch von allein, wenn er welche sieht, und wenn er nichts sehen kann, nimmt er einen Blindenhund.

Einer Diskussion über ihre fällige Abschaffung kommen die Bienen zuvor, indem sie einfach aus-

sterben. Ursachen dafür gibt es einige, vor allem ihre ernährungsbedingte Neigung zum Übergewicht wäre zu nennen. Letzteres führt zu Beinkrankheiten und dazu, daß der Nachwuchs im Korb erdrückt wird, weil die ausgewachsenen Bienen so schwerfällig sind. Ein zusätzliches Risiko für die Vermehrung besteht darin, daß derart verfettete Tiere schon im Alter von zwei Jahren sexuelle Greise sein können. Flugunfähig geworden, suhlen sie sich gern in der Tränke und machen eine Menge Dreck. Andererseits neigen die wenigen, die kein Übergewicht haben, zu gefährlicher Rauflust. Sie gehen bei jeder Gelegenheit mit Stöcken aufeinander los. Dadurch ermüden sie schnell, werden leistungsschwach und verkümmern. Es gibt heute kaum noch intakte Bienen. Vor jedem Ausschwärmen müssen sie vom Imker genau durchgesehen und in den meisten Fällen gründlich überholt werden. Oft genug werden teure Ersatzteile fällig. Nach der (immer häufiger zu Fuß erfolgenden) Rückkehr von ihren Beutezügen sind die total verdreckten Viecher zu nichts mehr zu gebrauchen. Die Zahl der Totalschäden nimmt dramatisch zu, die Rentabilität ab.

Aber kann man sich denn eine Welt ohne Bienen vorstellen? Die Antwort lautet: Ja, sogar erschreckend gut. Eine gründliche Überprüfung kultureller Erzeugnisse, welche die menschliche Welt repräsentieren, ergibt nämlich, daß von 8 300 Werken (Bücher, Musikaufnahmen und Spielfilme) 8 294 die Existenz der Biene ignorieren und eins, ein Privatdruck von 1976, dieselbe sogar ausdrücklich verneint. Flie-

gen etwa kommen, vor allem in der Literatur und in Filmen, weitaus häufiger vor, und von noch anderen Dingen, wie etwa Automobilen, wimmelt es dort förmlich.

Fazit: Wer noch immer mit dem Gedanken an die Anschaffung einer Biene spielt, sollte sich diesen Schritt gut überlegen.

Sie können dieses Buch bei Ihrer Buchhandlung bestellen, oder direkt beim Verlag. Benutzen Sie dazu folgenden Link: www.edition-phantasia.de